

Partie Nr. 161.

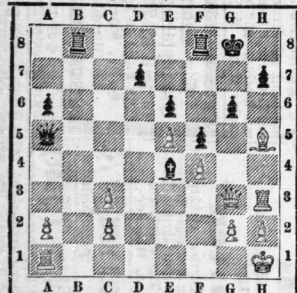
Zweiter Partie, gespielt in der Berliner Schachgesellschaft am 24. Juni 1887.

Table with chess notation and move numbers (1-24) for both White and Black pieces.

- 1) Ein neuer Versuch, der manches für sich hat. Gewöhnlich geschieht hier D d5-b6; für besser halten wir zunächst c5-d4; und erst dann Dd5-b6.

Endspiel Nr. 24.

Schluß einer von S. Caro (Schwarz) im Café royal zu Berlin kürzlich gespielten Partie.



(12+11).

Die Partie nahm folgenden Verlauf:

- 1. ... Dd5-a2; 2. Td1-e1; 3. Td1-e1; 4. Lh5-g6; 5. Dg3-g2; 6. Kh1-g2; 7. Kg2-g1; 8. Dg3-g2; 9. Le1-g2; 10. Td1-g1; 11. Td1-g1; 12. Td1-g1; 13. Td1-g1; 14. Td1-g1; 15. Td1-g1; 16. Td1-g1; 17. Td1-g1; 18. Td1-g1; 19. Td1-g1; 20. Td1-g1; 21. Td1-g1; 22. Td1-g1; 23. Td1-g1; 24. Td1-g1.

Kleine Mitteilungen.

Halle. In der zweiten Gruppe des Stiftungsfestturniers genannt Hod (Wetzlar), der bemächtigt mit Schwarz (Halle) um die Reihenfolge der Spiele zu streiten hatte.

Schwebende Korrespondenzpartien.

- 1. Kd1-d2; 2. Kd1-d2; 3. Kd1-d2; 4. Kd1-d2; 5. Kd1-d2; 6. Kd1-d2; 7. Kd1-d2; 8. Kd1-d2; 9. Kd1-d2; 10. Kd1-d2; 11. Kd1-d2; 12. Kd1-d2; 13. Kd1-d2; 14. Kd1-d2; 15. Kd1-d2; 16. Kd1-d2; 17. Kd1-d2; 18. Kd1-d2; 19. Kd1-d2; 20. Kd1-d2; 21. Kd1-d2; 22. Kd1-d2; 23. Kd1-d2; 24. Kd1-d2.

Table with chess notation and move numbers for St. Petersburg and London games.

Schachbriefkasten.

Hannover (E. W.). Jetzt haben Sie die Aufgabe 237 richtig gelöst; wir gratulieren zum Gewinn der Wette.

Räthsel.

Charaden.

I.

Son F. W. in Halle.

Was gern wirre Vögel leert, wenn sie gefüllt... Was gern was Bestäubtes in Schilde oft führt...

II.

Son F. W. in Halle.

Was ich auf die ersten Reiben... Was es sich sich vorgenommen, flügel begehrt voller Freude...

Diamanträthsel.

Son F. W. in Giebichenstein.

Table with numbers and words for a diamond puzzle.

Die Buchstaben der mittleren Reihen von links nach rechts resp. von oben nach unten ergeben die Namen zweier Erzhändler und zweier Opernkomponisten.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Homogramms: h u s i a r u t e i c h e t a c h a t t e

Der Diamanträthsel: I. P o p p e n s t a n g e n II. P o p p e n s t a n g e n

Für die Redaktion verantwortlich: F. S. Dr. W. Voigt in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 23. Halle a. d. S., Sonntag 5. Juni. 1887.

Inhalt: Die deutsche Reichsarmee am Ende des vorigen Jahrhunderts. (Schluß.) — Ueber die Ditt in gefunden und kranken Tagen. Von Sanitätsrat Dr. Rung. XII. Ueber Ditt bei einzelnen Krankheiten. — Tausch- und Handelspolitik: Kunstgewerbe. Von Dr. G. Baumert. Vertilgung der Schmecken. — Schach. — Räthsel. — Belletristik: Literatur und Kunst.

Die deutsche Reichsarmee am Ende des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Ein weiterer sehr arger Fehler in der Reichsarmee war der Mangel an Subordination und doch ist diese gerade für den ganzen Militärdienst das erste und hauptsächlichste Erforderniß. In der Reichsarmee mußte jeder Führer und jeder Reichsstand für sein Kontingent sorgen, wobei häufige Betrügereien entstanden, die man bei dem Mangel an Aufsicht nicht hindern konnte.

Fürst, Graf oder Prälät, keinen Pfennig für die Reichsarmee beizugeben. Man ließ es daher gelten wie es ging, und wer konnte, schützte seinen Beutel. Die Auflagen, welche für das Reichsarmee-Kontingent den Unterthanen auferlegt wurden, hießen Büßennominate und gehörten zu den drückendsten Abgaben.

Literatur und Kunst.

* Wissolod Garshin, „Bestimmtheitsfragungen“. R. A. Kruschwan, „Die ging nicht zu Grunde“. Aus dem Russischen überlegt von Wilhelm Henschel. München. Verlag von J. Hoffmann. Garshin's Erzählungen zeugen von einem Talente für das Stützenhafte, der mangelnde Abdruck ist zum Teil Unvermögen, zum Teil Landst.

die Gattin eines würdigen Mannes. Das russische Studenten- und Studentinnenleben erscheint hier nicht ohne einen idealen Zug und sittlicher Ernst und das Leuchten eines reichen Gemüths verklärt Verwirrung, Schuld und Sühne.



geringere Mortalität in schweren fieberhaften Krankheiten z. B. im Typhus verbanden, vorzugsweise einer richtig angewendeten Ernährungsweise. Eine solche besteht aber in folgendem:

a) Alle fäulenden Nahrungsmittel sind in flüssiger Form zu reichen. Während daher Fleisch, Braten, Brot, Kartoffeln u. zu vermeiden sind, erhält der Fiebernde die nötigen Kohlenhydrate, Fette und Eiweißsubstanzen entsprechend der verminderten Verdauungsfähigkeit in leicht verdaulichen Flüssigkeiten und zwar in Form von Weis-, Grießsuppe mit Eiweiß oder frischer Butter, leichter Fleischbrühe mit oder ohne Eiweiß und ist wegen ihrer Leichtverdaulichkeit besonders die aus einem bestehende Kalbfleischbrühe empfehlenswert, ferner Tauben- oder Hühnerbrühe, Milch (fette und magere), Milchsuppe. Bei Fieber mit Durchfall gebe man Eiereiweiß geschüttelt in Zuckerwasser oder Phosphorsuppe mit oder ohne etwas Milch oder etwas frischer Butter. Bei gänzlich verloren gegangener Verdauungsfähigkeit beschränke man sich auf Milch- und Grießsuppe, doch denke man stets daran, daß bei dieser Kost sehr bald Erschöpfung eintritt und eine solche Kost namentlich kleinen Kindern nur wenige Tage zur Lebenserhaltung genügt. Nach Uebergang in Refectiolesenz gebe man vorzüglich zu konsistenter Kost über

und gebe jetzt zunächst neben der kräftigen Milchfleischbrühe rohes geschabtes Rindfleisch (dreimal täglich 1 Gefäß voll) und die Breisorten: Weis-, Erbsen-, Reis-, Kartoffelbrei mit etwas Butter.

b) Die nahrhaften Speisen sind bei Fiebernden in der Fieberersten Zeit, also des vormittags zu geben, da in derselben das Verdauungsvermögen härter wie in der Fieberzeit ist; nachmittags und abends erlaube man nur leichtere Kost.

c) Das Gewissen der Speisen geschähe in kürzeren Zeiträumen und mäßigen Quantitäten bei Fiebernden wie bei Gesunden und werde man namentlich die flüssige Auflösung des Magens. Nach Uffelman sind am geeignetesten 6 Maßzeiten, nämlich früh von 7—8 Uhr, um 10, mittags 12 1/2, nachmittags 3 1/2, 5 1/2, und abends um 8 Uhr, Mittags gebe man keine Speisen, nur Säuglinge mit Schwächezuständen erfordern auch des Nachts die Darreichung von Nährstoffen.

d) Man sei bei Fiebernden nicht zu hartnäckig oder zu ängstlich mit anregenden Getränken in mäßigen Mengen, ja unterlasse niemals die Darreichung derselben bei trockenen Schwächezuständen. Namentlich sind bei Greisen und schwächlichen Kindern Wein u. dergl. unentbehrlich. (Schluß folgt.)

Land- und Hauswirthschaft.

Kunstgewirze.

Von Dr. G. Baumert.

Gegenwärtig ist bekanntlich infolge der im Reichstago stattgefundenen Verabreichung eines Gesetzentwurfes, betreffend den Verkehr mit „Kunstbutter“, diese wieder einmal Gegenstand des Interesses weiterer Kreise, auch derjenigen, welche sich dieses Substrates wissenschaftlich nicht, vielleicht aber unbewußt, als „Kochbutter“ oder unter einer ähnlichen Bezeichnung bedienen. Bei dieser Gelegenheit verlohnt es sich wohl, die Aufmerksamkeit auf eine wesentlich andere Art von „Kunstindustriellen“ Erzeugnissen zu lenken, nämlich auf die „Kunstgewirze“.

Dieselben stehen zu den natürlichen Gewürzen keineswegs in dem gleichen Verhältnis wie die Kunstbutter zur Butter, d. h. zur Naturbutter; denn während die Kunstbutter, oder wie sie in Zukunft benannt werden soll, die „Margarine“, bei normaler Beschaffenheit trotz aller Anfeindungen vortheilhaft der Butterproduzenten ein gutes und preiswürdiges Nahrungsmittel ist und bleiben wird, haben wir es in den Kunstgewürzen nicht mit Erzeugnissen zu thun, die irgend welchen realen Werth besitzen, sondern die einzig und allein den Zweck haben, die entsprechenden natürlichen Waaren theilweise zu ersetzen, d. h. zu entwerthen. Sie dienen mithin nur betrügerischen Absichten und Handlungen, erscheinen aber natürlich im Verkehr als aufrechtliche Wohlthäter der Menschheit, sofern der Zufall des Kunstgewürzes zum Naturprodukte letzteres nicht allzu billiger, sondern angeblich auch besser, gesünder, angenehmer u. s. w. macht. Wahr ist selbstverständlich nur der erste Theil derartige Empfehlungen, sofern die natürliche Waare durch werthlose Zusätze allerdings billiger wird, insofern dieser Vortheil kommt den Konsumenten auch nur zum allgeringsten Theile oder überhaupt gar nicht zugute, sondern bleibt im Zwischenhandel hängen und der Konsument muß sich mit der „besseren“ oder „gesünderen“ Qualität des gefälschten Gewürzes begnügen.

Daß es ein Irrthum ist zu glauben, man treffe derartige „verbesserte“ Gewürze nur im losen Winkelkram an, hat sich bei polizeilichen Revisionen gezeigt; ebenso unwichtig ist, daß der Händler mit gefälschten Gewürzen und der Gewürzfälscher stets eine und dieselbe Person sein müsse. Eine große Zahl derartige Fälschungen wird nicht erst im Einzelgeschäfte ausgeführt, sondern dieses erhält bereits gefälschte Waare von Großhändlern oder Fabrikanten.

Wer (aber) zum Zwecke der Täuschung im Handel und Verkehr Nahrungsmittel oder Genussmittel nachmacht oder verfälscht; (oder) wer wissenschaftlich Nahrungsmittel oder Genussmittel, welche verdorben oder nachgemacht oder verfälscht sind, unter Verschweigung dieses Umstandes verkauft oder unter einer zur Täuschung geeigneten Bezeichnung selbst, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und mit Geldstrafe bis zu 1500 M.

oder mit einer dieser Strafen bestraft.“ (§ 10 des Reichsgesetzes vom 14. Mai 1879.)

Wer sich aber einer der letztbezeichneten Handlungen „aus Fahrlässigkeit“ schuldig macht, also z. B. gefälschten Pfeffer als natürliche Waare vom Großhändler gekauft hat und ihn in gutem Glauben (bona fide), d. h. ohne von der bereits vorliegenden Fälschung Kenntnis zu haben, als natürliche Waare weiter verkauft, geht trotzdem nicht straflos aus, sondern wird mit „Geldstrafe bis zu 150 M. oder Haft“ bestraft. (§ 11 desselben Gesetzes.)

Sind aber die Fälschungsmitel derart, daß sie nicht nur den Gehalt schädigen, sondern auch Gesundheit und Leben der Konsumenten gefährden, so treten selbstverständlich härtere Strafen ein.

Dieses Gesetz, dem die vorstehenden Bestimmungen entnommen sind, das sog. Nahrungsmittelgesetz, hat trotz vieler Unzulänglichkeiten doch Ausbreitungen, wie sie z. B. in Oesterreich-Ungarn neuerdings vorgekommen sind und von denen wir weiter unten reden wollen, allem Aufheime nach zu verhindern vermocht, ausgenommen vielleicht die Weinsfabrikation, auf welchem Gebiete die Verhältnisse am ungünstigsten liegen.

Sollten dagegen auch schon bei uns die unten zu besprechenden „Kunstgewirze“ irgendwo aufgestaakt sein, so wäre ich für eine bezügliche Notiz dankbar. Vorläufig habe ich diese Präparate zur Vervollständigung der hiesigen Sammlung für die betreffende akademische Vorlesung nur aus Wien und Budapest, z. Th. durch gütige Vermittelung des Prof. Dr. Wölfler in Innsbruck, erhalten können. Es sind jedoch von Oesterreich aus bereits Versuche gemacht, die dort fabrizirten Kunstgewirze auch bei uns zu importiren.

Vor einiger Zeit wurde an dieser Stelle von der Beschaffenheit des künstlichen gemahlten Pfeffers und dessen Verhältniß zum Palmkernpulver, Getreidemehl, Champessah, Prankohlenspulver u. s. w. gesprochen. Fälle, die hier in Halle anlässlich polizeilicher Revisionen vom gemeinlichen Sachverständigen konstatiert sind.

Bei dieser Gelegenheit wurde, wie in der einschlägigen Literatur überhaupt, dem Publikum die Schutzmaßregel empfohlen: nur ganzen Pfeffer, d. h. Pfefferkörner, zu kaufen und sich der geringen Mühe des Zerhackens mittelst einer Gewürzmühle selbst zu unterziehen; denn ganze Pfefferkörner nachzumachen und dem Konsumenten zu verkaufen, ist entschieden schwieriger und gefährlicher, als Pfefferpulver mit einem ähnlich aussehenden Pulver zu vermischt.

Diesem, auf Seiten der Gewürzfälscher fühlbaren Mangel ist nun kürzlich in Oesterreich-Ungarn durch einen neuen Industriezweig abgeschlossen, welcher sich mit der Fabrikation von „Kunstpfeffer“ in ganzen Körnern befaßt.

Ueber die Natur dieses Pfeffers schreibt Dr. Hanau in Wien an die Chemiker-Zeitung (XI. Nr. 34) in Rößen: „er besteht, wie meine mikroskopische Untersuchung ergab, nur aus

den Oesterreichern, theils den Preußen zugetheilt. Geforchten jene oder nicht einmal ihren eigenen Führern, wie konnte man erwarten, daß sie sich den verhassten Kaiserlichen oder Preußen willfähriger erweisen würden? Es kamen Fälle vor, daß sie gerade das Gegentheil von dem thaten, was ihnen befohlen war. So geschah es bei der Belagerung von Mainz, wo die Darmstädter gegen den Befehl des preussischen Generals ihre Stellung änderten, aber so unvorsichtig, daß die ausfallenden Franzosen ihr Geschütz und sämtliche Bagage wegnahmen. Ja, sogar die Besatzung Mannheim räumten sie ohne Schwertfährten den Franzosen ein, wodurch sie die Oesterreicher in eine sehr missliche Lage brachten. Als die Oesterreicher einen General der Reichsarmee aufforderten, mit seinem Corps Mainz zu besetzen, um dadurch ihre Truppen zu einer günstigen Unternehmung gegen Hünningen frei zu bekommen, widersetzte sich einer trotz aller Bitten, Ermahnungen, Drohungen, weil er von seinem Kreise eine andereordre hatte, um die Oesterreicher müssten es schließlich gut sein lassen, um die Schwaben nicht zu sehr zu erbittern. Solche Vorkommnisse würden natürlich sehr dazu beitragen, den Haß zwischen den Reichstruppen und den andern zu verstärken. Andererseits wird die Sache und Hoffen als tüchtige Soldaten anerkannt, so offenkundig verachtet und herabgesetzt, daß sie sich die größten Veleidigungen lassen lassen mußten.

Dieser Haß und Verachtung erstreckte sich auch auf die gemeinen Soldaten. Die Oesterreicher und Preußen hielten es unter ihrer Würde, die Reichstruppen als Kameraden zu betrachten. Die Schwaben hielten bei den übrigen Truppen nur der schwabische Krug, ja sie selbst nannten ipottweise ihr Kreisregiment u. während die Oesterreicher wegen des in ihrem Sprachgebrauch oft angewendeten Wortes „halter“ nur die „halter“ hießen. So oft die Nachricht von einer Niederlage der Oesterreicher eintraf, war bei den Reichstruppen großer Jubel. Als Preußen mit Frankfurt Frieden machte, waren die Reichstruppen vor Freude außer sich. Nun haben die Oesterreicher, sagten sie, die Franzosen allein auf dem Halbe. Profit! Das es ihnen recht wohl bekomme. Es geschieht ihnen schon recht. Sie meinen oben, sie könnten alles allein freffen. — Ein Unteroffizier brachte die Nachricht von der Uebergabe der Festung Luxemburg ins schwabische Lager, wo er sie einigen Offizieren beim Stabsmarktender mittheilte. Diese Nachricht, rief ein Offizier, ist Gold wert: aber, ihr Halters, haben euch die Franzosen dran getriegt? Alons! Dem Korporal eine Douteille vom Besten für die gute Nachricht. Ein allgemeiner Jubel verbreitete sich sofort durchs ganze Lager. Jeder rief dem andern zu, daß die kaiserlichen Kostbeute — dies war ein anderer Signale für die Oesterreicher — Luxemburg eingebracht hätten, u. s. w.

Den Reichstruppen vertraute man nur Posten ohne Gefahr und Verantwortlichkeit an, da auf sie gar kein Verlaß war. Hatten sie einmal eine andere schwere Aufgabe, wie z. B. die Besetzung von Mannheim, so scheuten sie sich nicht, ohne Schwertfährten davon zu laufen. Meistentheils wurden sie zur Besetzung im Rücken der sechenden Armeen verwendet, freilich

ließen sie auch von da schnellst davon, wenn die vor ihnen stehenden Truppen eine Niederlage erlitten hatten.

Die Besetzungen in den reichstädtischen Ländern waren in der eadesteten Verfassung, da man auf die Besatzungslust gar kein Gewicht legte. Der Mainz befand sich noch eine von Gustav Adolf bei der Belagerung errichtete Schanze, welche man hätte lassen lassen, ohne zu bedenken, daß sie den Feinden bei einer neuen Belagerung Nutzen bringen müßte. Zu Besatzungen hatten die Hürten kein Geld übrig, denn dieses verfallend alles die lokale Hofhaltung, Ausgaben, Bälle, Opern, Maistrassen u. So lag trotz der zahlreichen festen Plätze die deutsche Wehrkraft dem Feinde völlig offen. Und desto traurig war es um die Artillerie bestellt. Erstens war sie viel zu gering, um mit Erfolg angewendet zu werden, und zweitens, was das Schlimmste und Lächerlichste war, hatte jeder Stand ein besonderes Kaliber. Die z. B. von Ulm gestellten Kanonen schossen andere Kugeln als die nürtembergischen Geschütze und trocknen waren sie benachteiligt Meistenteils zugetheilt. Als der französische General Custine 1792 Mainz einnahm, waren dorelbst Kanonen und Kugeln noch genug vorhanden, nur passten die Kugeln nicht in die Geschütze. Die Kanonen der Reichsarmee waren ferner sehr alt, ausgefressen und mit sehr weit gewordenen Hülsen, die Vorseten waren morsch und gebrechlich, die Munition war nur in sehr ungenügender Menge vorhanden, sodas eine ernste und dauernde Beschießung einer Stadt gar nicht möglich war. Die Artilleristen waren völlig ungebildet, da es in Friedenszeiten keine Artillerie gab. Der Bau von Schanzen wurde nur betrieben im Kriege, aber so ungeschickt, daß sie gar nichts nützten; man baute sie nur, um sich bei den großen Rechnungen, welche den Ständen dafür gemacht wurden, den Beutel zu füllen.

Auch bei der Infanterie sah es traurig aus. Die Leute wurden von Korporalen ausgereizert, während der Hauptmann und die übrigen Offiziere sich darum nicht kümmerten. Gab der Rekrut dem Korporal brav Schnaps und Wein, so ging auch das Exerzieren glatt, d. h. der Rekrut lernte nichts. Die Kleidung der Reichstruppen war trotz der Unterfshlagungen der Provinzen nicht schlecht, aber sie sah stets unsauber und schmutzig aus; ebenso die Gewebe und Säbel. Ein Offizier sagte selbst, daß im Falle einer Schlacht, wenn die Truppen nicht schon vorher davonliefen, nicht 10 Gewehre in einer Compagnie losgehen würden, so sehr waren sie verrostet.

Freizeit hatten die Reichsoldaten genug und diese brachten sie denn auch tüchtig zum Saufen, Spielen und Stehlen, denn die größten Exzesse wurden entweder todgeschwiegen oder nur gelinde bestraft, daher waren die Reichswehler überall verurtheilt und verhasst. Selbst die Offiziere hatten so wenig Ehrgefühl, daß sie diese Exzesse duldeten. Viele Offiziere machten Schulden; und da nach den Kriegszuständen der Reichsarmee niemand zur Zahlung gezwungen werden durfte, so lachten sie die Gläubiger, wenn sie auf Zahlung drungen, noch obendrein aus.

Die tiefe Verachtung, in welcher die Reichsoldaten standen, war übrigens ihnen selbst nichts neues, denn zuzukne selbst,

leben treten müssen, und für diese lud behufs einer entsprechenden, lobenden Veranschaulichung eine größere Anzahl leitender Fingerzeige gegeben. — Außer diesen anderen denkenswerthen Auskünften für das praktische Leben enthalten obengenannte Heite in reicher Fülle ganz vorzügliche erzählende Beiträge, so den großen, glanzend geschriebenen Roman „Gulener“, welcher eingehenden Ausweis um die Weltgeschichte, das Ausland, Antiquarium, entrollt; ferner: „Des Semanns Rede“, „Ein geistiges Nendevous“, „Humor in der Mädchenkule, II.“, „Die letzte Wirt“, eine oberirdische Geschichte voller lebenswahrer Charakterzüge und volkstümlicher Szenen, „Nothe Haare“ u. Die Portraits des berühmten Wimen Adolf Comenial und des ebenio tapferen wie unglücklichen Wirtarenen Emil Solub find von eingehenden biographischen Erzählungen begleitet. Das Ausland, Antiquarium wird durch Mittheilungen aus dem Leben des berühmten Dichters, mit dem besten Portrat, dem Geburts- und Wohnort desselben angehend, pietätvoll gezeichnet. Sehr bemerkenswerth sind auch die Schilderungen „Am und durch Jitren“ u. der Entdeckung der deutschen Tischendrenfabrikation (in Halle, Labn und Silberberg). Auch diesmal zeichnen sühne Illustrationen nach Zeichnungen und Gemälden berühmter und namhafter Künstler, so die St. Agathekreuz nach Umgebung, von W. Hartmann, „Eine Heberzeugung“, von E. A. Holz, „Ich will mit“, von Professor Ed. Young, „Der Mutter Heimkehr“, von W. Rogge, „Die Strickerin“, von Ludwig Vollmar, „Schloß

Quino am adriatischen Meer“, von Bernhard Niebler, den „Hausfreund“, dieses überall beliebte Familienblatt, vortheilhaft aus.

Mit einer wesentlichen Veränderung hat die beliebte, im Verlage von G. Simion in Berlin erscheinende „Deutsche Zeitung“ von J. Knaben und Wächter von 9—14 Jahren, herausgegeben von Julius Lohmeyer am 1. April, ihre Lage verbessert. Sie hat das unbehagliche Quartformat in ein bequemes groß Octav verwandelt, dabei ihren Umfang erweitert und, von dem Hünche geleitet, der verzüglichen Jugendheit die weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Preis auf die Hälfte ermäßigt. Für monatlich 50 M. von den Abonnenten fortan ein mehr als 60 Seiten hartes, reich illustriertes Heft mit Beiträgen unerreicht inreicht besten Illustratoren und Jugendchriftsteller geliefert. In der Aprilnummer begegnen wir Beiträgen von Viktor Krißagen, Felix Labn, Johann Trojan, Frieda Schanz, Julius Lohmeyer u. a. Sorglichen Eltern sei aus neue dieses anerkannte Musterwerk für Unterhaltung und Belehrung der Jugend, besonders im Hinblick auf den jetzt wohl beispiellos billigen Preis, dringend empfohlen.

Die Bibliographie der „Sozialdemokratie“ von Hubert Verlag von Deob. Adernann in München. Von vielfach laut gewordene Wünsche hier erwidert die z. B. von dem vorerwähnten Verleger in der Augsburger, um Wündergen Allg. Zeitung veröffentlichte hochbedeutende Arbeit hier in einem neuen



besonders in den Reichsstädten, waren sie der verachtteste Stand. Daß einer im Wirtschaften, so mußte er aufstehen oder weggehen, sobald ein anderer seinen Platz einnehmen wollte. Für die Soldaten waren nur einige Wirtschaftler bestimmt, welche sie besuchen durften. In Frankfurt a.M. mußte die Schildwache zurücktreten, wenn ein Fleischer ein Karb in's Thor führte, damit das Thier nicht sehen würde; that die Schildwache es nicht, so brügelte er den Fleischer vor dem Posten weg. Ein frankfurter Metzger würde sich sehr beleidigt fühlen, wollte der Magistrat ihn auch eine Offiziersstelle bei der Reichsarmee anbieten. In Mainz war es ähnlich; kein Offizier erschien in Gesellschaft, höchstens in Civil; in die Soldatenkreise ging kein anderer Mensch, denn Soldaten, welche auf Posten Holzstöckchen für die Schuler schichteten, konnten auf Achtung keinen Anspruch erheben. In Osnüüd, einem freien Reichsstädtchen Schwabens, präventirte der Soldat vor jedem gutgekleideten Mann, sogar vor Frauen von Stande, das Gewehr, hielt es dann mit der einen Hand an und reichte mit der andern den Hut hin für eine Gabe. Und wie die Soldaten verachtet waren, so verachteten sie selbst ihren eigenen Stand und Dienst. Die schwäbischen Offiziere nannten ihr eigenes Regiment mit dem Spottnamen „der schwäbische Krager“. Als man eine Offiziers darauf aufmerksamer machte, daß er seine Willig zu herunterziehen und sie nicht einmal als reguläre Truppen bezeichne, antwortete er: „Freilich wohl, aber was läßt sich von der Wunde Gutes sagen? Der Oberst exzerziert und exzerziert, und wenn er sich alle Tage halb todt ärgert, so bleib's beim Alten; das ist so der schwäbische Krager und wird der schwäbische Krager bleiben bis in alle Ewigkeit.“ Der Soldatenstand war überhaupt im Reiche verachtet. Jede anständige Familie hielt sich für entehrt, wenn einer ihrer Söhne Soldat wurde, denn das Soldatenleben sah man als die Quelle aller Niederlichkeit und Niederträchtigkeit an, daß mit solchen Truppen nichts ausgerichtet sei, möge der Feind fein, wie er wolle, bekannnt einschichtige, ehrliebe Offiziere offen. Bekannt im ganzen Corps war der Ausspruch eines der vornehmsten Generale, er würde sich, falls er nochmals auf die Welt komme, es als eine Gnade beim lieben Gott ausbitten, ihn nicht wieder zu einem Offizier bei der Reichsarmee zu machen.

Daß trotzdem viele, auch tüchtige Offiziere bei der Reichsarmee dienten und auch dort ausharteten, hatte vielfach seinen Grund darin, daß in Kriegszügen so nebenher recht viel einkam, nicht bloß für die Provianten, sondern für alle Offiziere. Am meisten brachte die Desertion ein, welcher der Verfasser der „Schilberung“ einen längeren Abschnitt widmet. Die Desertion war bei den Reichstruppen ungeheuer stark. Es verging kein Tag, wo nicht von einem Regimente einige weglaufen und zu andern Truppen übergingen. Dies war ihnen nicht erschwert, da die Aufsicht eine sehr nachlässige war und sie frei waren, sobald sie aus dem Bereich ihres Kreises oder ihres Regiments waren. Zwar hatten die Reichstruppen in dem französischen Kriege ein Kartell abgeschlossen, aber dasselbe respektirte niemand. Es war ein fortwährendes Hinüberlaufen von einem Regimente zum andern, oder von einer Armee

zur andern. Am ungeräuschtesten trieben es die Kaiserlichen selber, welche Desertionen nahmen, so viele sie bekommen konnten, und sie selbst auf Erfordern nicht wieder herausgaben. Die Emigranten, welche aus Meien eine eigene Armee zusammenbrachten, verführten sogar die Reichssoldaten zum Desertiren und hielten ihnen mit Verlockungen auf den Weg. Auch sie gaben keine Deserteur wieder heraus, was ihnen die Reichstruppen allerdings auf gleiche Weise vergalteten. Als ein Korporal der Emigranten einen seiner Leute bei den Reichstruppen erkannte, forderte er ihn von dem Obersten, einem der wenigen tüchtigen Offiziere der Reichsarmee zurück. Dieser ließ ihn aber hart an: „Kumpfer!“ sagte er, „gebt uns erst die Leute wieder, die ihr uns verführt habt; ihr gebt keine Soldaten, Räuber seid ihr!“ Damit wart er ihn zur Thür hinaus.

Durch die starke Desertion entfielen natürlich große Lücken in den Regimentern. Der Abgang sollte nach der Regel und den Bestimmungen sofort an den betr. Reichsstand gemeldet werden, welcher zum Ersatz verpflichtet war. Dies geschah indeß nur selten. Würde nun ein Reichsstand aufgefodert, frische Rekruten zu schicken, so machte dieser allerhand Vorstellungen, daß man keine jungen Leute habe u. s. w. Mit dieser Erklärung ging ein ansehnliches Gesüß an den Kommandirenden ab, der dann ein Auge zudrückte. Die Deserture wurden unterdessen immer noch in den Listen als vorhandene Soldaten geführt und Sold und Verpflegung und Kleidung für dieselben bezahlt. Dies Geld floß in die Käse des Hauptmanns und des Protectors. Der kam Ersatz für die Deserture, so war derselbe nie ausreichend, außerdem unbrauchbares Material, Krüppel und Gebrachliche, welche dann doch in Ansehung des beigefügten schweren Briefes vom Kommandeur stillschweigend angenommen wurden. Auf diesen Verhältnissen beruhte also ein bedeutendes Einkommen der Offiziere und darum ließen sie solche Geleglichkeiten geschehen. Auch auf andere Weise bereicherten sie sich, indem sie den Ständen allerhand für den Felddienst notwendige Dinge, Feldstiesel, Zelte, Spaten, Hacken u. s. w. in Rechnung setzten, die gar nicht oder nur in unzureichender Menge und Güte vorhanden waren.

Wachpferde, welche in ordentlichen Armeen zur Fortschaffung der Bagage dienten, kannte die Reichsarmee nicht, sondern hier hatte jeder Offizier einen Wagen, und nicht nur diese, sondern auch alle möglichen Beante, welche bei der Armee sich besaßen. Daber kam es, daß ein Corps von 6000 Reichstruppen mehr Raum brauchte und einen längeren Zug bildete, als 30,000 Preußen. Auch die Wurfen für die Offiziere wurden aus den Soldaten genommen, was eine ziemliche Menge ausmachte, zumal diese gar keinen Dienst thaten.

Der Sanitätsdienst lag bei der Reichsarmee völlig im argen, denn höchstens Barbieri versahen die Stelle der Chirurgen. Die Regimentsapotheken, welche in der Nähe der Truppen errichtet wurden, standen unter einem Feldscherer. Die größeren, sog. Kreisapotheken waren in der traurigsten Verfassung, sie starckten von Unreinigkeit und Ungeziefer und die verpestete Luft in denselben vermehrte die Sterblichkeit.

Abdruck: sie ist in hervorragender Weise geeignet, in der sozialen Frage stehend zu wirken, deren hohe Wichtigkeit und unerfesseten Wert richtig erkennen und würdigen zu helfen und sollte von jedem Gebildeten gelesen werden.

* Die kürzlich in Magdeburg im Verlage von A. Nahtke erschienene Brochüre des königlichen Polizeidirektors W. Krieter über die gebedeime Organisation der sozialdemokratischen Partei ist mit außerordentlichem Verfall aufgenommen worden, weshalb auch wir nicht verfehlen wollen, unsere Leser noch ganz besonders auf die genannte Schrift aufmerksam zu machen.

* „Amoretien-Gelicker, eine Stat-Summe“ — das ist der Titel der neuesten, jedoch im Verlage von J. Jenker in Berlin erschienenen Publikation Karl Wittichers, die of ihrer Eigenart besonders bei den nach vielen Hunderttausenden zählenden Anhängern des Satirikers, aber auch bei allen Freunden eines klotten, satirisch gewürzten Humors den größten Beifall finden wird. — Die Brochüre: „Schaupielers-Gelichter, Ungedimmdte Landreidern“, desselben Autors, welche in der deutschen Presse und in den weitesten Kreisen des Publikums so viel Aufsehen erregte, erschien im gleichen Verlage jedoch in vierter Auflage.

* Nachenbibliothek und Scharlach, Entdeckung und Seilung. Gemeinverständlich dargestellt von D. med. Didi-

mann in Linich. Hugo Steinig Verlag, Berlin. 1.50 M. Die Diphtheriefrage ist heutzutage so sehr Allgemeingut des Volkes geworden, daß jede neue Abhandlung, in die dieselbe tritt, des weitesten Interesses sicher sein darf. Der Verfasser tritt in der vorliegenden Schrift mit ganz neuen Anschauungen über das Wesen und die Entstehung der noch unvollständig in ihren Grundurteilen immer noch dunklen Infektionskrankheit hervor.

* Das Athma. Von Engelshagen, Wesen und Seilung. Gemeinlich dargestellt von D. Georg Bauer, prakt. Arzt in Berlin. Preis 1.50 M. Unter diesem Titel hat die Verlags-

handlung von Hugo Steinig in Berlin eine im besten Sinne populär abgefaßte Schrift erscheinen lassen, welche sich den füzigen bereits veröfentlichenden medizinischen Volkbüchern ebenbürtig anreicht. Der Leser soll an der Hand geleiteter, wissenschaftlicher Beobachtungen in die Lage gebracht werden, nach Möglichkeit sich vor einmengen drohenden Gefahren zu hüthen.

* Soeben ist bei H. Schmitz's in. Hochschuchhandlung zu Kreuznach, in prächtiger Ausstattung die vierte, fast verdoppelte Auflage des rühmlichst bekannten Buches: Das Goldbad Kreuznach von Sanitätsrat D. C. Stabel erschienen. Eigentlich nur für Ärzte bestimmt, schöpft doch auch der Laie manche Belehrung, der Kranke neuen Muth und Hoffnung aus dem klar und gut geschriebenen Buche.

Man hatte eine große Furcht vor denselben, denn nur wenige, welche hineingekommen waren, verließen dieselben wieder lebendig. Man achtete das Leben eines Soldaten für nichts, denn damals galt als Sprichwort: „Was nicht taugen will, muß dem Kalbfell folgen.“ Trunkenbolde, Faulenzer, Dummköpfe, ungerathene Söhne, leichtsinnige, unruhige Ueberläufer, reißerige Studenten, untreue Diener, meineidige Geschäftsträger, Bankrotteure und dergleichen Gesindel bildete die Hauptmasse. Daß sich ein heruntergekommener Mensch in solcher Gesellschaft bessern sollte, war kaum anzunehmen. Darum erkreuten sie sich in den Lazarethen auch keiner menschenwürdigen Behandlung, man war froh, wenn sie mit Tode abgingen. Die Stände machten dabei sogar ein Geschäft, denn sie brauchten diejenigen Soldaten, welche starben, nicht wieder zu ersetzen, ebensowenig die, welche als Krüppel entlassen wurden. Ja für diese brauchten sie nicht einmal zu sorgen, sondern diese armen Wurfen konnten ziehen, wie sie sich mit Betteln, Stehlen und Gaunern ihren Unterhalt erwanden. Und dabei kosteten diese Spitäler den Ständen ein Heidegeld, weil hierin ein großes Beamtenpersonal war, von dem sich jeder bereichern wollte.

So war die Armee beschaffen, welche die Aufgabe hatte, Deutschlands Grenzen zu verteidigen. Kann es etwas Elenderes geben, als ein solches Heer? Und trotzdem war der Deutsche kein schlechter Soldat. Es bedurfte nur einer anderen

Organisation und einer strafferen Disziplin, um aus ihnen tüchtige und tapfere Soldaten zu bilden. Schon unter Napoleon haben die Rheinländer, dieselben, welche früher die Reichsarmee bildeten, sich viel besser gemacht. Freilich gewisse Fehler waren nicht so schwer auszurotten. Alte Leute mußten zu erzhähen, daß in den Napoleonischen Kriegen die Rheinländer die schlimmsten Marodeure waren und im Blinden rüchschloßer als die Franzosen selbst. Aber mit den gestützteren Zeiten ist auch dies verschwunden. Und wir, die wir es erlebt haben, haben die Nachkommen jener kläglichen Heiden der Reichsarmee von Sieg zu Sieg ellen sehen, haben sie als zuverlässige Bundesgenossen, als zäpste Streiter, als gehorame und wohlgezügelmte Soldaten kennen gelernt, das wird ihnen nie vergessen werden. Freilich sind die Verhältnisse anders geworden. Und wenn je eine große Revolution und Umkehrung aller bestehenden Verhältnisse Segen gebracht hat, so hat es die französische Revolution in Deutschland gethan. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1802, welcher alle die vielen Staaten und Städtchen, Klöster und Abteien aufhob, die vorher die Reichsfreiheit besaßen, ist einer der jägerschreihesten Beschlüsse gewesen. Erst dadurch, daß die Kleinstaaterei in Deutschland beseitigt wurde, war ein Erstarken der größeren Staaten möglich, erst dann ein wirksamer Schutz der Westgrenze durchführbar geworden. D. J.

Ueber die Diät in gesunden und kranken Tagen.

Von Sanitätsrat Dr. Kunze in Halle.

XII.

Ueber Diät bei einzelnen Krankheitszuständen.

1. Bei fieberhaften Zuständen.

Bekanntlich versteht man unter Fieber einen gesteigerten Verbrennungsprozeß im Körper unter Konium der stickstoff- und kohlenstoffhaltigen Körpersubstanzen. Die Haupterscheinung desselben bildet die Steigerung der Körpertemperatur über 37° C. — die normale Ziffer in der Achselhöhle gemessen — und können bei hochgradigem Fieber bis 44° C. erreicht werden. Immer ist dabei zugleich der Puls vermehrt, doch bildet ein vermehrter Puls für sich allein, ohne Temperaturerhöhung, noch kein Fieber, wie man fälschlich oftmals im Publikum annimmt und beobachtet man häufig genug eine solche Pulsvermehrung ohne Temperaturerhöhung infolge nervöser Erregung, namentlich bei Kindern. Da das Fieber ein aufsteigender Zustand ist, der schließlich zur Erschöpfung und zum Tode führt, so ist es von höchster Wichtigkeit, dasselbe zu mindern und die Auscheidung in höhere Grade zu verhindern und lehrt die Erfahrung, daß wir hierzu sehr wohl imstande sind und dadurch einen sehr wesentlichen Schritt zur Heilung von Krankheiten thun. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft gelten in Beziehung auf Wäderung des Fiebers folgende Vorschriften: Jeder Fiebernde gehört ins Bett, um eine gleichmäßige Wärme-Vertheilung herbeizuführen und zu verbinden, daß nur an einem Körpertheile, namentlich am Herzen, in den Lungen und im Gehirne die Wärmegrade sich ausdehnen und hier die Gefahr einer Vermehrung entsteht. Auch ist aus diesem Grunde für möglichste Körperliche und geistige Ruhe zu sorgen. Die Bedeckung im Bette muß leicht und nur mäßig warm sein und darf durchaus nicht schwerwiegend wirken. Die einen Fiebernden mit dicken Bettdecken zu belasten, ist selbstverständlich sehr tödlich. Die Luft im Krankenzimmer sei rein und werde durch fleißige Ventilation rein erhalten; die Temperatur der Luft im Krankenzimmer betrage etwa 12—14° K. Als Getränk giebt man, mit Ausnahme des fieberhaften Lufttrunktarrens, bei welchem nur warme Getränke passen und kalte Getränke Fieberreiz erzeugen, frisches, kaltes Wasser, Wasser mit Essigsäure, Citronenlimonade, Wasser mit Zusatz von Wein oder Cognac, Portwein und steigern, wie die neueren Erfahrungen lehren, mäßige alkoholische Getränke nicht die Temperatur, sondern legen dieselbe sogar eine Kleinigkeit herab. Da je härter das Fieber, um so stärker auch der Wasserverlust des Körpers ist, muß der Fiebernde, dem

Grade seines Fiebers entsprechend, genügend Wasser zu sich nehmen und fleißig, am besten in kurzen Zwischenräumen, etwa alle halbe Stunde trinken. Das Durstlöschen, wie es in früherer Zeit, z. B. in der Cholera, vielfach Sitte war, ist nicht allein eine Quälerei des Kranken, sondern auch ein sehr schädliches Verfahren und trinke der Patient nicht allein soviel, als sein Durst verlangt, sondern es werde derselbe in bewußtlosem Zustande, z. B. im Trappus, sogar angetregt zu häufigem Trinken. Betreffs der Nahrungsmittel, die in fieberhaften Zuständen gegeben werden sollen, ist vor allem festzuhalten, nur flüssige Kost zu gestatten, da diese dadurch leichter verdaulich wie konsistente Kost ist, daß sie dem Magen die Arbeit der Zerkleinerung erspart, nur halbe Arbeit macht und ferner nicht mechanisch die Schleimhaut des Magens reizt, wie konsistente Kost, die dadurch häufig das Fieber sogar steigert. Diese Erleichterung der Verdauung im Fieber durch flüssige Kost ist um so wichtiger, als im Fieber weniger Verdauungssäfte (Magen- und Galle) abgesondert werden, wie im fieberfreien Zustande und deshalb die Verdauung erschwert ist, konsistente Speisen deshalb oft zu lange im Verdauungsstalle aufgehalten werden und sich hier in schädliche Substanzen zerlegen. In einzelnen Kranktheiten, so im Typhus mit feinen Darmgeschwürren, in der Ruhr u. s. w. würde man durch konsistente Kost sogar die lebensgefährlichen Folgen herbeiführen und sind schon viele Typhöse dadurch gestorben, weil sie zu früh, d. h. vor Heilung der Darmgeschwürre, konsistente Kost gegessen hatten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist im Fieber die chemische Beschaffenheit der Nahrungsmittel und ist man gegenwärtig wohl allgemein von der früheren Auffassung abgegangen, daß man Fiebernde nicht mit nachherstlichen Substanzen nähren dürfe, sondern auf eine Art Hungerdiät setzen müsse, weil durch nachherstliche Kost das Fieber anhalt anstatt beseitigt (Folge) und mit der Darreichung säuernder Kost gewissermaßen Del ins Feuer gegossen werde. Nach unserm heutigen Grundbegriffe ernähren wir Fiebernde mit allen möglichen stärkenden Mitteln, namentlich auch mit Eiweißstoffen und ist in den letzten Decennien experimentell und durch Krankenbeobachtung erwiesen, daß wir bei richtiger, vorzüglicher Anwendung kräftiger Kost nicht allein keinen Schaden anrichten, nicht allein das Fieber nicht steigern, sondern in den meisten Fällen auch mit Eiweißstoffen und mit der Darreichung säuernder Kost gewissermaßen Del ins Feuer gegossen werde. Nach unserm heutigen Grundbegriffe ernähren wir Fiebernde mit allen möglichen stärkenden Mitteln, namentlich auch mit Eiweißstoffen und ist in den letzten Decennien experimentell und durch Krankenbeobachtung erwiesen, daß wir bei richtiger, vorzüglicher Anwendung kräftiger Kost nicht allein keinen Schaden anrichten, nicht allein das Fieber nicht steigern, sondern in den meisten Fällen auch mit Eiweiß-